

Der Zeigefinger der Apodiktiker

Ich lasse mir gerne von Anderen etwas beibringen. Die Unterweisungen des Sattlermeisters *Segginger* oder meines Grossvaters waren mir als Kind nie lästig. Sie haben mich gelehrt, dass meine Seele nicht restlos alles aus sich selbst zu schöpfen vermag. Oder wie der französische Philosoph Emanuel Lévinas zu sagen pflegte: „*Die Unterweisung ist eine Rede, in der der Meister dem Schüler beibringen kann, was der Schüler noch nicht weiss.*“¹

Was ich dagegen überhaupt nicht mag, sind die Besserwisser. Sie reden meist mit erhobenem Zeigefinger. Ich nenne diese Geste den *Zeigefinger der Apodiktiker*. Apodiktisch (griech. *apodeiktikos*) heisst *beweiskräftig*. Mit anderen Worten: Alles, was als bewiesen resp. unbedingt, notwendig oder unumstößlich gilt, bezeichnen wir mit dem Wort apodiktisch. Widersprüche gibt es keine – wunderbar ist das!

Doch was im Bereich der Modallogik seine Richtigkeit haben mag, verkehrt sich im realen Leben zur eigentlichen Dummheit. Alles kann Fehler enthalten: unsere intuitiven Erwartungen und plausiblen Annahmen genauso wie elegante Formulierungen, gut gemeinte Vorschriften, einleuchtende Regeln, abstrakte Theorien, Wahrheitsversicherungen oder politische Standpunkte.

Wer mit erhobenem Zeigefinger auf andere einredet, weiss Bescheid. So ist es – Schluss und fertig! Ich verstumme dann jeweils schnell – gefragt bin ich ja ohnehin nicht.

Da lob ich mir die Inkonsequenten, die Wankelmütigen. Sie wissen um die grundsätzliche Unzulänglichkeit des Menschen, seiner Sichtweisen, Ziele und Handlungen. Der polnische Philosoph Les-

¹ Lévinas, Emanuel; Totalität und Unendlichkeit, 262.

zek Kolakowski sagt von der Inkonsistenz: „*Sie ist eine der Formen, in der die Menschen ihrer Erfahrung der Unsicherheit des Denkens und Wertens Ausdruck verleihen.*“² Und er wird nicht müde zu betonen, dass die Menschheit nur Dank der Inkonsistenz überlebt.

Konsequent sind religiöse Eiferer, die Andersgläubige in die Hölle und sich selbst in den Himmel bomben. Oder Gesundheitsfanatiker, die alles verabscheuen, was das Leben wirklich lebenswert macht.

Ohne Widerspruch gedeiht das Denken nicht. Widersprüche halten das Denken in Bewegung und verweisen darauf, dass vielleicht etwas nicht stimmen könnte. Sie helfen, Fehler zu entdecken und zu verbessern. Sie machen Denkweisen, Theorien und Systeme präziser, weniger beliebig und sie fördern die Differenzfähigkeit.

Hermann Levin Goldschmidt schrieb: „*Wo ein Widerspruch laut wird, dort, meint man, sei etwas falsch, statt zu begreifen, dass dort, wo kein Widerspruch vorliegt, etwas falsch sein muss.*“³ Das sitzt! Kluge Führungspersonen umgeben sich mit vielen Andersdenkenden.

Ich gebe zu – auch Philosophen dozieren meist mit erhobenem Zeigefinger. Eine Anmassung. Denn auch die philosophischen Klugscheisser wissen nicht genau, wie die Welt eingerichtet sein müsste. Was also bleibt? Vielleicht das, was ich die sokratische Bescheidenheit nenne: Wir wissen, dass wir nicht viel wissen. Ich weiss, dass ich nicht weiss. Wohlverstanden: nicht nichts. Das eigene bescheidene Wissen mit dem Wissen anderer zusammenzubringen und daraus einen Lernprozess zu gestalten, das wäre der Weg der Klugheit. Das ist nicht viel, aber auch nicht wenig.

² Heidrich, Christian in: Kolakowski, Leszek; Mini Traktate über Maxi-Themen, Büchergilde Gutenberg, S. 199

³ Goldschmidt, Hermann Levin; Freiheit für den Widerspruch, Schaffhausen 1976, S. 22

Widersprüche verunsichern. Sie führen aus vermeintlich ewigen Wahrheiten heraus und in keine neue hinein. Unsere Sehnsucht nach letzten Sicherheiten bleibt deshalb ungestillt. Deshalb sollten wir uns gegenseitig befähigen, Offenheit, Relativität, Unbestimmtheit und Unsicherheit auszuhalten. Machen wir uns zu Sachwaltern des Widerspruchs und lassen den Zeigefinger unten. Er verschliesst nur die Tore zu neuen Denk-Räumen und unvermuteten Perspektiven.

Roland Neyerlin, Philosoph, Philosophische Praxis Luzern